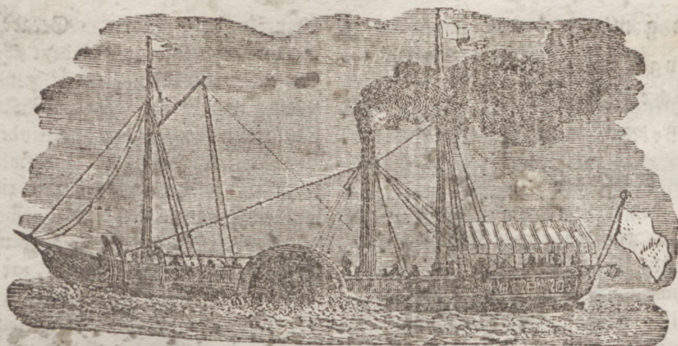
№ 9.



Sonnabend, am 21. Januar 1837.

# Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

## Die drei Sterne.

Drei Sterne seh ich flammen
In wunderbarer Pracht,
Mild fließt ihr Stral zusammen,
Erleuchtend unsre Nacht.
Es senket Ruh und Frieden
Ins Herz ihr milder Schein,
Sie leiten einst den Müden
Ins Vaterhaus hinein.

Kennst du die goldnen Sterne? —
Wenn dornenvoll dein Lauf,
Dann blickst du oft und gerne
Zum Stern des Glaubens auf.
Vom Himmel weicht er nimmer,
Umrauscht ihn auch die Zeit,
Und zeigt dir tröstend immer
Das Glück der Ewigkeit.

Und warst du sehnsuchtstrübe
Zum Kummer lang' verdammt,
Heil dir! wenn dann die Liebe
Als Stern die Nacht durchflammt!
Die Liebe nicht, die innig
Sich Einem ganz ergiebt,
Nein, jene, welche sinnig
Die ganze Menschheit liebt.

Ein Stern noch glänzet milde
Herab ins Erdenthal,
Die nächtlichsten Gefilde
Erhellt sein Himmelsstral,
Die Bilder künft'ger Freuden
Läßt er uns hell erglühn
Als schönster Trost im Leiden,
Und — Hoffnung nenn' ich ihn!

Weh dem, der diese Sterne
Im Leben nimmer sah!
Doch, scheinen sie auch ferne,
Sie sind ihm dennoch nah!
Er blicke mit Vertrauen
Zum Himmel nur herauf,
Dann wird auch er sie schauen
Im lichtumstralten Lauf!

Herrmann Waldow.

## Fragmente
### aus einem noch ungedruckten philosophisch-historischen Lexikon. *)

**I. Aerzte. — II. Beichte. — III. Charakter.**

### I. Aerzte.

Die ersten Aerzte, von welchen uns die Geschichte der alten Völker erzählt, führten ein mühevolles Dasein. Ihre Kunst und ihr Wissen war freilich — mit seltener Ausnahme — ein wenig haltbares Stückwerk; hauptsächlich aber wurden sie schon deshalb von dem Volke geringschätzend behandelt, weil die Menschen es damals in der Civilisation noch nicht so weit gebracht — krank sein zu können.

Das römische Volk lebte beinahe 500 Jahre ohne Aerzte. Freilich war dieses Volk damals mit Morden, oder Kriegen, unabläßig beschäftigt, und achtete daher den Werth des Lebens geringe. — Hitzige Fieber oder Brustübel waren zu jener Zeit die Krankheiten der Römer; wer nun von solch einem Uebel hartnäckig überfallen wurde, der wußte sich bald zu helfen: er legte sich hin — und starb.

Die kleine Anzahl von Aerzten, die in Rom sich einschlichen, bestand nur aus Sklaven. Erst nach und nach wurde es bei den großen römischen Herren Mode, sich einen Leibarzt ins Haus zu nehmen, oder klarer gesagt: einen medizinischen Diener dem Personale der übrigen Dienerschaft beizugesellen. Einige Jahre später machte die Mode und das schwelgerische Leben der reichen Römer die Aerzte schon zu Luxusartikeln; jeder reiche Mann in Rom hielt sich einen Parfümeur, einen Bader und einen Arzt. Da währte es nicht lange, daß die Aerzte, durch die seltene Geschicklichkeit und tiefe Wissenskunde Einzelner aus ihrer Mitte, immer höher in der allgemeinen Achtung stiegen und bald einen hohen Rang in der Gesellschaft einnahmen. So u. a. schenkte Kaiser Augustus seinem Sklaven, dem berühmten Arzt Musa, die Freiheit und erhob ihn zum römischen Ritter.

Als das Christenthum fest eingeführt war, und die Christenheit so glücklich wurde, Mönche zu bekommen, da ward diesen ausdrücklich verboten, die Arzneikunde zu üben. Gerade das Gegentheil hätte man thun müssen, um dem Menschengeschlecht einen Segen zu bereiten. Welche Wohltbat für die Menschen, würde man diese nichtsthuenden Mönche verpflichtet haben, die Arzneikunde zu üben, und unsere Krankheiten aus Liebe zu Gott zu heilen! Da sie dann nichts als den Himmel zu gewinnen hatten, so würden sie nie Charlatane geworden sein. Sie würden sich gegenseitig unterrichtet und über unsere Krankheiten, und die Heilmittel zur Vertilgung derselben berathen haben. Es fand sich zwar endlich (im Jahre 1517) ein, von Mitleid und Eifer beseelter Weltbürger Namens Johann (weiterhin allgemein Johann von Gott genannt), welcher die Gesellschaft der barmherzigen Brüder stiftete; allein obgleich diese edle Gesellschaft Großes vollbrachte: unglückliche Christen aus dem peinvollen Leben der Sklaverei befreite; so wurde sie doch von den übrigen Mönchsorden nie als einer derselben anerkannt, es wurde vielmehr auf den Kanzeln und in Schriften mit Fluch ihrer gedacht. Warum? weil sie sich auch mit der Arzneikunde beschäftigt, Verwundete geheilet und arme Kranke umsonst von ihrer Körperqual befreiet; sie hatten Kuren gemacht, aber keine Wunder!

### II. Beichte.

Seine Fehler bereuen, ist der erste Rückschritt zur Tugend; um aber zur Reue zu gelangen, muß man damit den Anfang machen, seine Fehler zu gestehen. Die Beichte ist also fast so alt als die bürgerliche Gesellschaft.

Man beichtete in allen Mysterien von Egypten, von Griechenland, von Samothracien. Man sagt in der Lebensbeschreibung von Marc-Aurel, daß, als er sich an die Mysterien von Eleusis anschloß, er dem Hierophanten beichtete, obgleich er der Mann in der Welt war, der am wenigsten der Beichte bedurfte.

Diese Zeremonie konnte sehr heilsam, aber auch sehr gefährlich werden: dieses ist das Loos aller menschlichen Einrichtungen. Man kennt die Antwort des Spartaners, den ein Hierophant überreden wollte zu beichten. „Wem soll ich meine Fehler beichten? Gott oder dir?“ Gott, sagte der Priester. — „Entferne dich also, Mensch!“

Es ist schwer zu bestimmen, zu welcher Zeit dieser Gebrauch bei den Juden, welche viele Kirchenge-

*) Der Scherz und Satire liebhabende Leser überblättere hier nicht! — — Anmerk. d. R.

bräuche ihrer Nachbarn annahmen, eingeführt wurde. Die Mishna, welche die Sammlung der jüdischen Gesetze ist, sagt, daß man oft beichtete, indem man die Hand auf ein dem Priester zugehöriges Kalb legte; dies wurde die Kälberbeichte genannt. (Mishna Thl. II. p. 394.)

In derselben Mishna Th. IV. p. 134. steht, daß jeder Angeklagte, der zum Tode verurtheilt worden, an einem entfernten Orte, einige Augenblicke vor seiner Hinrichtung vor Zeugen beichtete. Wenn er sich schuldig fühlte, sollte er sagen: »Mein Tod möge für alle meine Sünden büßen.« Wenn er sich unschuldig fühlte, sagte er: »Möge mein Tod für meine Sünden, außer derer weswegen ich angeklagt bin, büßen.«

Am jährlichen Versöhnungsfeste beichteten die frommen Juden einer dem andern, indem sie ihre Sünden angaben. Der, welchem der Beichtende beichtete, sagte dreimal dreizehn Worte aus dem LXXVIIsten Psalme, welches neun und dreißig macht, und während dieser Zeit gab er dem Beichtenden neun und dreißig Peitschenhiebe, welche dieser ihm wiedergab; nachher kehrten sie nach Hause. Man sagt, daß diese Zeremonie noch besteht.

Man kam in Menge dem heiligen Johannes, seines heiligen Rufs wegen, zu beichten; so wie man sich von ihm, nach dem alten Gebrauch mit der Taufe der Gerechtigkeit taufen ließ; aber es ist nicht gesagt, daß der heilige Johannes seinen Beichtenden neun und dreißig Peitschenhiebe gab.

Die Beichte war damals kein Sakrament, aus mehreren Ursachen. Erstens war das Wort Sakrament unbekannt; diese Ursache überhebt uns die andern anzuführen. Die Christen nahmen die Beichten von den Kirchengebräuchen der Juden, und nicht von den Mysterien der Isis und der Ceres. Die Juden beichteten ihren Mitbrüdern, so auch die Christen. Es schien in der Folge passender, daß dieses Recht dem Priester zukäme.

## III. Charakter.

Kann man den Charakter (von dem griechischen Worte Eindruck, Prägung: was die Natur an uns geprägt hat) ändern? Nur dann, wenn man zugleich den Körper ändern könnte. Es ist möglich, daß ein unruhiger, heftiger und unlenksamer Mensch, wenn er in seinem Alter vom Schlagflusse getroffen wird, ein weinendes, furchtsames und friedliches Kind werde. Sein Körper ist nicht mehr derselbe. Aber so lange seine Nerven, sein Blut und sein ausgedehntes Mark in demselben Zustande bleiben, wird seine Natur sich nicht mehr verändern als der Instinkt eines Wolfes und einer Wiesel. Der Charakter entsteht aus unsern Begriffen und aus unsern Gefühlen; ist also nicht von uns abhängig. Hinge er von uns ab, so würden wir alle vollkommen sein. Wir können uns weder Geschmack noch Talente geben; wie könnten wir uns Eigenschaften geben. Wenn man nicht überlegt, so glaubt man in allem Herr zu sein; wenn man aber überlegt, so sieht man, daß man Herr von nichts ist. Wenn ich eine schiefe Nase und Katzenaugen habe, so kann ich sie mit einer Larve bedecken. Nur so ungefähr kann ich den Charakter verhüllen, welchen die Natur mir gegeben hat.

Maison, ein von Natur sehr jähzorniger und heftiger Mann, erschien vor Franz I. König von Frankreich, um sich über eine erlittene Ungerechtigkeit zu beklagen. Das ernste Gesicht des Fürsten, das achtungsvolle Betragen der Hofleute, die Pracht des reichgeschmückten Gemaches, machten plötzlich einen so mächtigen Eindruck auf diesen Menschen, daß er maschienenmäßig die Augen niederschlug; seine rauhe Stimme besänftigte sich, und demüthig überreichte er seine Bittschrift. Wer Maison nicht kannte, mußte ihn jetzt für den sanftmüthigsten Mensch auf dieser Welt halten; wofür ihn König Franz, der sich in seinem Leben nicht viel mit dem Studium der Menschengesichter beschäftigt, auch wirklich hielt, und ihm daher, nach gnädiger Beseitigung seiner Beschwerde, die Stelle als erster Kammerdiener anbot. Maison besann sich nicht lange, und spielte als eine der Personen, welche täglich zu des Monarchen nächster Umgebung gehörten, bald eine nicht unbedeutsame Rolle bei Hofe. Als Franz nach Pavia zog, folgte ihm Maison. Er wurde mit dem Könige zugleich gefangen und nach Madrid gebracht, wo man beide in ein Gefängniß sperrte. Hier entledigte sich Maisons Charakter bald des strengen Zwanges und warf die Larve von der schiefen Nase und den Katzenaugen ab. Eines Abends, als er dem Könige die Stiefel auszog, äußerte dieser, durch sein Unglück erbittert, einige harte Worte gegen ihn. Majestät und Ver-

gangenheit vergessend, ergriff Maison das königliche Stiefelpaar und warf es zum Fenster hinaus, wobei er rief, „wenn Ihr noch weiter schmähet, so werfe ich Euch Eurem Stiefelpaare nach! Das fehlte mir noch, mich von einem solchen ohnmächtigen Könige ohne Land ausschelten zu lassen.“ Am folgenden Tage trat er in spanische Kriegsdienste.

## Die seltsame Umwandlung.
### Ein Schwank.

Es sind jetzt etwa zwanzig Jahre vorüber, als ich einen Oheim hatte, der ein hübsches eigenes Kapital besaß, außerdem aber auch noch, als ehemaliger Hofjägermeister eines deutschen Kleinfürsten, eine ihren Mann ernährende Pension bezog. Mein Oheim hatte schon seine sechzig Lebensjahre hinter sich, dabei stand er aber noch immer so rüstig auf dem Lebenswege wie ein zwanzigjähriger Jüngling. Obgleich er nur äußerst selten des Vergnügens der Jagd, dem er von frühester Jugend mit leidenschaftlicher Liebe anhing, noch theilhaft werden konnte, weil in unserer überall gelichteten und bebauten Gegend, auf zehn Meilen Wegs kein Wild zu spüren war; so sah es in seiner Waffen- und Rüstzeugkammer doch noch immer so aus, als ob am folgenden Morgen ein ganzer fürstlicher Jagdzug sich hier rüsten werde. Ganz besondere Sorgfalt aber war den Pulverhörnern zugewendet. Von der seltensten Länge und Stärke bis zum kleinsten Maaßstabe und auf das Zierlichste gearbeitet und in Silber eingefaßt, nahmen sie in wohlgeordneter Reihe eine ganze Wandlänge von 25 Fuß ein. Das aber war auch eben das eigentliche Steckenpferd meines Oheims: er ritt auf dem Horne! Ein stattliches Hirschgeweih galt ihm über Alles, überhaupt war jeder, noch so schlechte Gegenstand, wenn er nur aus Horn gedrechselt war, für ihn ein Werthstück. Alles Haus-, Küchen- und Tischgeräthe war bei ihm in Horn eingefaßt, auf jedem der vier Pfosten seines Bettrahmes prangte ein mächtiges Hirschgeweih, ja, hätte er es gewußt auf irgend eine Weise möglich zu machen, so hätte er sich am liebsten vom Scheitel bis zu den Fußsohlen in Horn gekleidet. So trieb er es gerade bis zu seinem zwei und sechzigsten Lebensjahre. Da gerieth er plötzlich auf einen gar kuriosen Einfall. Er wohnte eines Tages als Gast einem Hochzeitsfeste bei, auf welchem auch das niedliche und gezierte Rieckchen, nämlich die 16jährige Tochter einer verwittweten Putz- und Modewaarenhändlerin, zugegen war. Mein Oheim sah sich Alles aufmerksam an, und ihm gefiel das Hochzeitmachen; noch mehr aber — gefiel ihm Rieckchen. Als er folgenden Tages mit der Mutter derselben über dieses Gefallen nähere Rücksprache nahm, da entgegnete diese: „Ei nun!“ — — Hierauf wurde Rieckchen befragt, ob sie Frau Hofjägermeisterin werden wolle? — Sie zierte und drehte sich zwar ein halbes Stündchen; allein — wenige Wochen später war sie meine Tante.

Wie sich nun eine alte, eingewurzelte Vorliebe so bald verlieren, ja sogar sich in Abscheu umwandeln kann! Ein solches Beispiel lieferte mein Oheim. Er, der sonst das Horn, gleichviel in welcher Farbe und Gestaltung, so leidenschaftlich liebte, faßte, wenige Monate nach seiner Verheirathung, unerwartet einen unvertilgbaren Abscheu gegen dasselbe. Die Ursache dieser Wirkung ist mir bis heute unbekannt geblieben. — — Die stattlichen Hirschgeweihe mußten zuerst die Strenge des Verbannungurtheils erfahren, sie wurden geradewegs zum Fenster hinausgeworfen. Dann kam die Reihe an die herrlichen Pulverhörner, die ein Jude gegen Erlegung des Silberwerths erhandelte. Zuletzt, als kein Splitterchen Horn mehr im Hause war, zeigte sich mein Oheim einigermaßen beruhigt. Doch während seines ganzen übrigen Lebens, das, nebenbei gesagt, nur noch wenige Jahre währte, blieb ihn, merkwürdiger Weise, die Hornscheu eigen. Das führte selbst zu manchem lustigen Auftritte, und ich will hier folgend Einiges davon erzählen.

Dem Fabrikanten Horn, einem herzlichen Biedermanne und vieljährigen, treugeprüften Freunde meines Oheims, kündigte letzterer gänzlich die Freundschaft auf: „so lange er seinen famösen Namen beibehalten werde.“

Einmal ließ er sich durch mich bereden, mit seiner jungen Frau das Theater zu besuchen. Es ward an dem Abend eine berühmte Oper zum Erstenmale gegeben. Sie hatte bei unserm Eintritt ins Schauspielhaus bereits ihren Anfang genommen. Ich, Onkel und Tantchen setzten uns ruhig auf unsere nummerirten Plätze. Die Sänger und Sängerinnen

# Schaluppe № 7. zum Danziger Dampfboot № 9.

Am 21. Januar 1837.

fangen, die Instrumente des Orchesters klangen, und sämmtliche Zuhörer waren entzückt und jauchzten Beifall, selbst mein Oheim blieb als Musikfreund dabei nicht zurück. Da war der erste Akt beendigt, der Vorhang fiel, und mit ihm fiel zugleich das Wetterglas der Laune meines Oheims: vom höchsten Grad der Heiterkeit bis zum Gefrierpunkt des Entsetzens. Kommt, rief er uns zu, folgt mir ohne Säumen! und hinaus ging es.

Was ist Ihnen Unfreundliches begegnet, lieber Oheim? fragte ich, als wir auf freier Straße waren; „wie!" entgegnete er, „sahst du nicht das gewaltige Horn auf dem Vorhange?!" — Man hatte diesen frisch gemalt, und dabei unter den Verzierungen auch das Horn des Ueberflusses als ein passendes Sinnbild gewählt.

Seine Köchin, eine treue und fleißige Dienstbotin, jagte er an einem Sonntagsnachmittage auf der Stelle aus dem Dienst — weil er sie beim Lesen des gehörnten Siegfried überraschte.

Sein alter Diener Johann, der schon über dreißig Jahre bei ihm gewesen war, mußte dasselbe Schicksal erleiden, weil er eines Tages entdeckte — daß Johann seine Schnallen mit präparirtem Hirschhorn geputzt hatte.

An die obere Staatsbehörde sandte er ein dringendes Bittschreiben: „es ferner nicht zu dulden, daß man die Baugefangenen mit eisernen Hörnern belaste. Es könne ein großes Unglück daraus entstehen!"

In seiner Bibel strich er alle Stellen aus, worin der Hörner Erwähnung geschieht.

Zuletzt verließ er gar nicht mehr sein Haus: um nicht in die Gefahr zu gerathen, einem gehörnten Thiere auf der Straße zu begegnen.

Es sollen Viele an der Hornschen leiden, doch soll man bisher noch kein Mittel entdeckt haben, das diesem Uebel kräftig abwehrend entgegen wirken könnte.

S.

## Korrespondenz.

Elbing, den 18. Januar 1837.

Den Bewohnern Elbings, die schon längere Zeit wenigstens kein auffallend grobes Verbrechen in ihrer Mitte zu betrauern hatten, mußte leider dieser Tage eine hier vorgefallene Mordbrennergeschichte das Thema zu einem Stadtgespräch und als solche auch mir den Stoff geben, Ihrer ehrenvollen Aufforderung, den Lesern des Dampfboots von Zeit zu Zeit etwas über das Leben und Treiben in unserer Stadt mitzutheilen, ein Genüge zu leisten. Es war in der Mitternachtsstunde vom 11. zum 12. d. M., als das eine starke Viertelmeile von der Stadt entlegene, unter dem Namen, „der untere Thunberg" bekannte Gasthaus mit der dazu gehörenden Scheune und Stallung in Flammen stand. Das Feuer hatte sich von der Scheune aus dem Wohngebäude mitgetheilt, und bei der leichten Strohdeckung konnte es den wenigen aus der Nachbarschaft herbeigeeilten Leuten, die auch fast keine Löschutensilien besaßen, nicht gelingen, demselben auch nur im Mindesten Einhalt zu thun. Das Gebäude selbst, nur als Gasthaus den Sommer über besucht, war wie gewöhnlich im Spätherbst von dem Pächter desselben und seiner Familie verlassen und der Obhut zweier Arbeitsleute, Bernhard und Hoffmann übergeben worden, die bei dem Ausbruch des Feuers von den zur Hülfe herbeigekommenen Leuten vermißt wurden. Am andern Tage wurde erst unter den rauchenden Trümmern ein gräßlich verstümmelter Menschenkörper hervorgezogen, den man bald für den des Bernhard erkannte. Von Hoffmann war nirgends eine Spur und schon glaubte man ihn gänzlich verbrannt, als man zuerst durch den gänzlichen Mangel der vorhanden gewesenen Sachen auf den Verdacht eines Verbrechens geleitet wurde. Am 13. d. Nachmittags wurde Hoffmann hier eingeliefert, nachdem er in dem Dorfe Stoboy erkannt und festgenommen war und schon in dem ersten Verhöre gestand er, daß er das Feuer angelegt habe. Hoffmann, jetzt in einem Alter von 43 Jahren, der Sohn eines hiesigen geachteten Lehrers, hat selbst eine Lehrerstelle bekleidet, bis er durch seine zunehmende Trunksucht und Lüderlichkeit sich um sein Amt brachte und so immer tiefer sinkend durch Dreschen sein Leben fristen mußte. Jetzt scheint er gänzlich sinnesverwirrt und eine zusammenhängende Rede ist selten von ihm zu vernehmen. Aus seinen bisherigen Geständnissen will ich als das Hauptsächlichste hervorheben, daß die aus der Unzufriedenheit mit seiner Lage hervorgegangene Verzweiflung ihn zu der grauenvollen That veranlaßt, er jedoch kei-

nen Mord an Bernhard begangen habe, obgleich er mit diesem in Unfrieden gelebt und die Umstände einen Mord wahrscheinlich machen. Er will vielmehr, während Bernhard geschlafen, sein eigenes Strohlager mit der Lampe angezündet und sodann mit derselben Lampe auch die Scheune in Flammen gesetzt haben. Darauf hat er einen nahen Hügel erstiegen, um sich von dem Aufflammen des Feuers zu überzeugen und dann erst das Weite gesucht.

Dieses wäre Alles, was von dieser schrecklichen Geschichte bis jetzt ermittelt ist und muß ich es mir vorbehalten, Ihnen die weitern Resultate der Untersuchung künftighin mitzutheilen.

Um auf die Zwistigkeiten zu kommen, die die Einführung der Klassensteuer jetzt auch in Ihrer Stadt angeregt hat, so will ich nur bemerken, daß die Stimme des Herrn v Riesen hier, der sich so sehr für die Klassensteuer erklärt, doch ja nicht die Stimme des ganzen Publikums, sondern nur eines sehr kleinen Theiles desselben ist, der sich mit der irrigen Hoffnung täuscht, daß dann jede Communalsteuer aufhöre. Diese Sache wird hoffentlich auf dem Landtage, der in dem nächsten Monat beginnt und zu dem auch Herr v. Riesen als Abgeordneter der Stadt Elbing gewählt ist, näher beleuchtet werden und der größte Theil des Publikums wünscht, daß es so bleiben möge, wie es jetzt ist. Man sieht es ja auch recht deutlich an den Bewohnern von Braunsberg, welche es jetzt sehr bedauern, daß sie die Klassensteuer angenommen haben, die, wenn sie große Braten brauchen, sich solche von hier holen lassen, indem dort Alles weit theurer ist.

Einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, hat sich der hiesige Prediger Herr Rhode mit mehreren Pädagogen verbunden, um zu Ostern hier eine höhere Bürgerschule zu errichten. Die Stadtverordneten haben bereits ein passendes Lokal dazu angewiesen und werden diese gute Sache auch noch auf andere Art zu fördern bemüht sein. Ferner soll der bekannte Friedrich-Wilhelms-Platz in diesem Sommer ganz neu gepflastert werden, da bei starkem und anhaltendem Regenwetter, wie z. B. im Jahre 1835, sich ordentliche Teiche auf demselben bilden, weshalb ein Witzbold schon den Vorschlag machte, solche zum Besten der Stadt zur Fischerei zu verpachten. Es geschieht also bei den schlechten Umständen unserer Kämmerei-Kasse zur Verschönerung der Stadt was nur irgend möglich ist.

Die neue Runkelrüben-Zuckerfabrik der hiesigen Handlung J. F. Rogge & Co. ist seit ein paar Wochen im besten Gange und wir hoffen hier bald auf billigere Zuckerpreise. — Mehrere neue Fabriken sollen noch im Laufe dieses Sommers hier entstehen, eine auf dem wüsten Bauplatze in der Fleischerstraße, wo die Fleischbänken früher standen.

Da Elbing wegen des vorzugsweise billigen Lebens sich so sehr zu Fabrikanlagen eignet, so wäre es zu wünschen, daß sich recht viele Fabrikunternehmer hieher ziehen möchten.

Die Influenza oder Grippe hat hier fast in jedem Hause geherrscht, seit einigen Tagen jedoch ist dieselbe wieder im Abnehmen.

J.

---



---

Redakteur: Wilhelm Schumacher. Verlag von Fr. Sam. Gerhard.
Gedruckt in der Wedelschen Hofbuchdruckerei.